

Gastkolumne

# Hat der Kalte Krieg nur eine Pause gemacht?

Michail Gorbatschows Tod zeigt dem Westen mit schmerzlicher Klarheit, wie sehr seine Illusionen der Nachwendezeit geplatzt sind



Caspar Hirschi

W er zwei Wenden vollzieht, steht am Schluss wieder gleich da wie zuvor. Bloss 33 Jahre haben wir gebraucht, um von der Wendezeit zur Zeitenwende zu gelangen. Kein Wunder, sind wir nun von historischem Schwindel ergriffen. Langsam dämmert es uns, dass wir seit dem Fall des Eisernen Vorhangs womöglich keinen weiten, langen Weg zurückgelegt haben, sondern in hektischem Stillstand an Ort und Stelle getreten sind. Was 1989 im alten Westen wie der Aufbruch in eine neue Welt voller Versprechungen erschien, entsprach in Wahrheit einem Drama ungleich ernüchternder Art: Erst schossen die Illusionen durch die Decke, dann fielen sie uns krachend auf die Füsse.

Nun, seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine, können wir im besten Fall wieder dort beginnen, wo wir 1989 aufgehört haben: uns auf einen zweiten Kalten Krieg einstellen und hoffen, dass er nicht heiss wird. Als hätte es noch eines letzten symbolischen Ereignisses bedurft, um das Ende der Zwischenkaltkriegszeit zu besiegeln, hat diese Woche Michail Gorbatschow das Zeitliche gesegnet. Das Leben des letzten Generalsekretärs der KPdSU steht sinnbildlich für den Absturz der hochfliegenden Erwartungen, die man im Westen nach dem Zusam-

menbruch der Sowjetunion hegte. Noch 1999 sprach Gorbatschow im Deutschen Bundestag vom «Übergang der Weltgemeinschaft zu einer neuen, friedlichen Etappe der Weltgeschichte». Die Worte waren Musik in westlichen Ohren und übertönten die Gefahrensignale, die schon damals leicht zu hören waren. Nur einen Monat zuvor hatte Wladimir Putin, eben vom Geheimdienstchef zum Ministerpräsidenten ernannt, russische Truppen in Tschetschenien einfallen lassen.

Schon kurz nach 1989 war man im Westen dem Trugschluss erlegen, das Ende des Kalten Krieges markiere den Sieg der Demokratie über den Autoritarismus. Man blendete aus, dass sich die Sowjetunion von allen anderen Autokratien der Welt fundamental unterschied. Sie war ein imperialistischer Vielvölkerstaat mit riesigem Territorium und dünner Besiedlung, gewaltiger Armee und schwacher Wirtschaft. Ihr Auseinanderbrechen hatte spezifische Ursachen, vor denen sich Despoten in Peking, Teheran oder Riad kaum zu fürchten brauchten. Nicht der Autoritarismus, sondern der Sowjetkommunismus ist 1989 gescheitert. Entsprechend blieben viele ehemalige Sowjetrepubliken autokratisch regiert, während allein die Baltischen Staaten stabile Demokratien wurden.

Anstatt diesen Prozess genau zu beobachten und die richtigen Schlüsse zu ziehen, begab sich der Westen unter amerikanischer Führung auf Demokratisierungsmission, wenn nötig mit Waffengewalt, und erlebte von Afghanistan über den Irak bis in den Maghreb das gleiche Debakel: War die alte Tyrannei abgeschafft und ein demokratisches Pflänzchen gesetzt, dauerte es nicht lange, bis es von neuen Tyrannen zertreten wurde. Erst nach dem überstürzten Abzug



“  
Nicht der Autoritarismus, sondern der Sowjetkommunismus ist 1989 gescheitert.

aus Kabul scheint die alte Binsenweisheit neu entdeckt worden zu sein, dass Demokratien nur dort entstehen können, wo sie gesellschaftlich gewollt und institutionell gestützt sind.

Genauso naiv war der Glaube, die Globalisierung der Wirtschaft bereite dem Siegeszug der Demokratie den Weg. Wenn es Wandel durch Handel gegeben hat, dann eher in die umgekehrte Richtung. In der westlichen Wirtschaftswelt wuchs die Bewunderung für die «unternehmerische» Staatsführung von Autokraten, und je stärker die ökonomischen Verflechtungen mit autoritären Grossmächten wurden, desto schwächer fiel das Einsehen für demokratische Werte aus. Umso schwieriger wird es nun für Europa und Amerika im Vergleich zum Ersten Kalten Krieg, sich aus den wirtschaftlichen Fesseln herauszuwinden, die sie sich im Umgang mit Russland und China selber angelegt haben.

Die vielleicht grösste Illusion der post-sowjetischen Zeit betraf aber die eigene Ordnung. So sehr man die Stabilität von Autokratien unterschätzte, so sehr überschätzte man jene von Demokratien. Im Vertrauen auf ihr vermeintlich unerschütterliches Fundament schwand die Bereitschaft zum pfeglichen Umgang im demokratischen Streit, und ohne das einigende Band des sowjetischen «Systemfeindes» stiegen die inneren Spannungen. Viele alte Demokratien stehen heute innerlich zerrissener da als vor dreissig Jahren, allen voran die Vereinigten Staaten. Kommt der zweite Kalte Krieg, ist es für sie höchste Zeit, um aus der Einsicht in die eigene Verletzlichkeit neue Stärke zu schöpfen und Einigkeit zu erreichen.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.